

(Nachdruck verboten.)

60]

## Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweichel.

### Dritter Theil.

#### Erstes Kapitel.

Luftig flatterten und rauschten im Maienwinde die zahllosen Banner, Fahnen und Fähnlein der Bauern auf beiden Ufern des Mainstromes und hoch über allen auf dem Kirchturm von Heidingsfeld das schwarze Banner mit der golden aufgehenden Sonne. Florian Geyer war allen Häufen voraus in dem Städtlein am linken Mainufer schrägüber Würzburg mit seinen Schwarzen eingerückt und die Rothenburger Landwehr ihm auf dem Fuße gefolgt. Tags darauf, am Sonntag Jubilate, während die Odenwälder und Neckarthaler ihr Lager bei Höchberg schlugen, war das große Fränkische Heer erschienen, zu dem sich sämmtliche Bauernschaaren des Bisthums aus Nord und Süd bei Ochsenfurt unter Jakob Köhl aus Eibelstadt als ihrem obersten Hauptmann zusammengeschlossen hatten. Etwas später waren noch 2000 Bauern aus dem Ansbachischen angekommen und hatten sich neben den Rothenburgern gelagert.

Die Würzburger waren eitel Freude und Hans Vermeter frohlockte auf der Tanzlaube der Bürger im Grünen Baum, wo er und seine Freunde ihr Hauptquartier hatten: „Ist sitzen die Matten in der Halle. Und wenn der Barfüßermönch, den sie auf dem Schlosse haben, nicht nur ein großer Schwarzkünstler, wie sie sagen, sondern der Teufel selbst wäre, er hülfte ihnen nicht davon.“ Die weite Tanzlaube schwärmte und lärmte tags und nachts von Bewaffneten, die sich theils mit Karten und Würfeln die Zeit vertrieben, theils bei ewig vollen Kannen schwägten, stritten, saugen, oder auf den mit Polstern belegten Bänken an den Wänden entlang sich reckten, streckten und schnarchten. Es waren vorwiegend Bürger von den niederen Günsten und Bauern, die der Rath aus den nächsten Dörfern in die Stadt zugezogen hatte, um die wohlhabende Bürgerchaft nicht mit Wachen und Waffenübungen zu beschweren. Der Rath entgalt die Dienste mit einem Solde, Brot und Wein in Fülle lieferten die geistlichen Stifter und manch' Bäuerlein aß sich in dem reichen Würzburg zum ersten Male in seinem Leben an Brot satt. Allerdings gaben die geistlichen Herren nichts freiwillig her, aber der Rath und die Viertelmeister vermochten es nicht zu hindern, daß Bürger und Bauern ihnen auf die Fruchtböden und in die Keller stiegen, auch sonst manchen Unfug verübten und aus den geistlichen Häusern mitgehen ließen, was ihnen in die Augen stach.

„Aber der Rattenkönig ist entschlüpft.“ goß der Maler Grünewald einiges Wasser in den Wein seines jüngeren Freundes, des Musikers.

Bischof Konrad von Thüngen hatte das Erscheinen der Bauernheere vor dem Marienberge nicht abgewartet. Vergebens hatte er sich um Hilfe an Bamberg, Eichstätt und Brandenburg, sowie an den Statthalter von Mainz und den Pfalzgrafen Ludwig gewendet. Sie staken alle in Sorge und Bedrängniß, und von den Grafen, Edelleuten und Herren, die bei dem Bisthum zu Lehen gingen, waren auf das Aufgebot, unverzüglich gewappnet und gerüstet auf dem Marienberge sich einzufinden, nur wenige erschienen. Die Gelegenheit dünkte manchen günstig, seiner Lehenspflicht sich zu entledigen. Der mächtigste Vasall des Bischofs ging mit seinem schlechten Beispiele den anderen voraus. Graf Wilhelm v. Henneberg, ein Fürst des Reiches, Erbmarschall und Burggraf von Würzburg, war nicht nur unter leeren Vorwänden ausgeblieben, sondern verband sich auch zu Bildhausen mit den fränkischen Bauern. Anderen verlegten die Bauern die Wege zum Schlosse, und Häcker von Würzburg schossen aus ihren Weinbergen auf diejenigen, die ober- oder unterhalb der Stadt auf Rähnen oder auf ihren schwimmenden Kossen den Main übersehen wollten.

In dieser Roth griff Bischof Konrad zu einem letzten Mittel. Er berief den Landtag, der seit undenklicher Zeit

nicht mehr versammelt gewesen war. Die Städte jagten auch mit geringen Ausnahmen ihre Abgeordneten, allein sie weigerten sich, in die Unterhandlungen einzutreten, es sei denn, daß auch der vierte Stand, den die Bauern bildeten, einberufen würde. Zugleich überreichten sie dem Bischof, der persönlich zur Eröffnung des Landtags in der Stadt erschienen war, eine Bittschrift, welche von den unerträglichen Bedrängnissen durch die bischöflichen Beamten handelte, die meistens vom Adel und von der Geistlichkeit waren. Und der Bischof beschickte die Bauern, die zu Geroldshofen standen, wo auch Florian Geyer sich mit ihnen vereinigt hatte. Sie aber ließen zurücksagen, sie könnten alleweil nicht viel tagesleisten, sie kämen jedoch bald allesammt nach Würzburg, bis dahin wollten sie die Sache sparen. Da übertrug Bischof Konrad dem Dompropste Friedrich von Brandenburg, einem Bruder des Markgrafen Kasimir, den Oberbefehl auf dem Schlosse unserer lieben Frau und entwich nach Heidelberg zu dem Pfalzgrafen Ludwig.

Höf von Verlichingen hatte am Morgen nach seinem Einrücken in Höchberg den Artikelbrief auf den Marienberg geschickt und die Besatzung aufgefordert, sich auf grund desselben mit den Bauern zu verbünden. Infolge dessen kam nun der Domdechant Johann von Gultenberg mit einigen Ritters vom Schlosse herunter, um mit den Hauptleuten und Räten der Bauern zu verhandeln. Hans Vermeter, der Musiker, empfing sie am Zeller Thor mit einer Nothe Bewaffneter zum freien Geleit durch die Stadt nach dem Neumünster auf dem Kürschnerhofe in nächster Nähe des Domes, wo die Verhandlungen stattfinden sollten.

Hans Vermeter war ein noch junger Mann, dessen volle Lippen unter dem gekräuselten Schnurrbart lebensdurstig glühten. Die nichts weniger als prude Bischofsstadt wußte manch' tolles Stücklein von dem heißblütigen Künstler zu erzählen. Noch jüngst, während des Faschings, war er mit Adam von Thüngen, dem Vetter des Bischofs, hart an einandergerathen, und zwar auf offener Straße am hellen Tage. Vor der Marienkirche hatten er und seine Freunde den Junker gestellt, wie man wissen wollte, weil letzterer seine Angel in dem Fischteich des Musikers ausgeworfen. Aber auch der aus der Messe kommende Junker Adam war nicht allein gewesen, sondern von einem paar jungen gespornten Hähnen begleitet, unter ihnen von Wilhelm von Grumbach, der seiner Schwester hofirte. Von scharfen Worten war es zu scharfen Schlägen gekommen und daß Hans Vermeter dabei den Kürzeren gezogen, hatte seinen Haß gegen Pfaffen und Pfaffenadel wahrlich nicht gemindert. Zur Vergeltung hatte er jetzt dem Junker, der sich auf der Marienburg befand, den Profoß der Rothenburger nebst zwei Gehilfen in das Stadthaus gelegt, das von seiner verwittweten Mutter und seiner jüngeren Schwester bewohnt wurde und die Aufnahme der unliebamen Gäste mit Gewalt erzwungen, da der Haushofmeister sie verweigerte.

Bei dem Empfange der Gesandten schauten seine blaugrauen Augen noch übermüthiger als sonst unter dem schief in die breite Stirne gedrückten Barett. Der Domdechant, der sehr wohl wußte, daß seine Thakraft und Beredsamkeit viel dazu beigetragen hatte, das zähe Bürgerthum zu erregen, rief bei seinem Anblick mit einem leichten Anflug von Ironie: „Ei, siehe da, der große Volkstribun, Würzburgs Cola Rienzi!“ Zu dem neben ihm haltenden Ritter sich wendend, fügte er hinzu: „Um so größer die Ehre seines Geleites für uns, da er auch ein großer Meister auf der Laute ist, mein Herr Graf von Schaumburg.“

„Auch der Nonnenmacher auf der Weibertreu war ein Spielmann,“ versetzte Vermeter mit flammendem Gesicht und gab seiner Mannschaft das Zeichen zum Aufbruch.

Die Hand Kaspars von Reinstein, der dem Dechanten zur Linken ritt, zuckte nach dem Schwerte. Der Domdechant warnte ihn mit einem raschen Blicke und flüsterte, ohne die wohlwollende Miene seines runden Gesichtes mit dem Doppeltinn anzugeben: „Behaltet seine Worte in Euren Herzen.“ Es blieb nicht die einzige, in ihren Ohren mißtönende Aeußerung, welche die Gesandten in den belebten Gassen zu hören bekamen. Der Domdechant von Gultenberg schaute mit unverändertem Wohlwollen auf die Menge, selbst als ihnen jenseits der Mainbrücke bei dem Graf-Edardssturm am Rath-

haufe aus hundert Kehlen, darunter vielen weiblichen, das Geschrei entgegen gellte: „Tod den Marienbergern! Tod den Rittersn und Pfaffen! Tod den Motten!“ Silvester von Feuer- und Burg aber blickte mit hochmüthiger Verachtung darauf. „Wo Raspar von Meinftein“ rief er, „der Bismarck's Brimm. Er hatte einen besondern Grund, die Würzburger zu hassen. Denn, als er, um seiner Lehenspflicht gegen den Bischof nachzukommen, bei dem Kloster Himmelsporten, unterhalb der Stadt, über den Rhein schwamm, hatten ihm die Winger sein bestes Pferd unter dem Leibe erschossen und er wäre fast ertrunken.“

Eine Ehrenwache in blankem Harnisch, mit Schwert und Hellebarde stand im Neumünster auf den Treppentufen zur Kapitelstube. Sie war vom Rathe bestellt, jedoch nicht um der bischöflichen Gesandtschaft willen, sondern als Ehrenbezeugung der Stadt für die obersten Hauptleute und Rätthe der Bauern, die auf der Kapitelstube ihre Sitzungen hielten. Die Wache wehrte den Neugierigen nicht, die hinter dem Dechanten und seinen Begleitern die Treppe heraufdrängten. Die Kapitelstube war nicht groß genug, sie alle zu fassen. Für die Gesandten waren in der Mitte der Tafel, um welche die Bauern saßen, Sessel hingestellt, und der Dechant, des Reitens ungewohnt, ließ sich bequem nieder. Er liebte überhaupt die Bequemlichkeit, die zuweilen etwas zu schwer in die Wagschaale seines Muthes fiel. Das Gepräge des Wohlwollens in seinen Mienen verwischte sich ein wenig, als er sich jetzt Angeficht zu Angeficht den Männern gegenüber besand, deren bloßer Namen bisher sein Blut als katholischer Priester und als Edelmann zu Bogen des Hasses aufgestürmt hatte. Da saßen die doppelt abtrümmigen Ritter Götz von Verlichingen und Florian Geher, die zum Protestantismus abgefallenen Pfarrer, der hagere Denner aus Leuzenbrom, der leidenschaftliche Bernhard Bubenleben von Mergentheim und andere, die beiden Bettern Mezler, Hans Flug, der lange Dienhart, der Schreiner Hans Schnabel, der den Bildhauer Hansen führte, der Schultheiß und Pfennigmeister Kunz Bayer aus Othelfingen, Hans Kolbensschlag, der oberste Hauptmann der Mergentheimer und Leutinger des Jakob Köhl aus Eivelsstadt, welcher letzterer den Vorjoh führte, und mancher von minder bekanntem Namen. Die vornehme Ruhe Florian Geher's, die von Entbehrungen und Eifer hohlen Wangen und stehenden Blicke der Dorfpfarrer, die Entschlossenheit in den groben, edigen Gesichtern der Bauern, ihre durchdringenden Augen und ihre breitschulterigen Gestalten wollten es dem Domdechanten schier unheimlich machen.

Die rauhe Stimme des obersten Hauptmanns, auf welche das Flüstern, Murren und Klagen in der Kapitelstube stille ward, vergönnte dem Dechanten nicht, seine Eindrücke zu zergliedern. Jakob Köhl war von gedrungener, kraftstrotzendem Körperbau und im Fränkischen Geere durch seine Grobheit bekannt. Er hatte eine niedrige, zusammengedrückte Stirn, die ein Merkmal des Eigensinnes zu sein pflegt. Und Eigensinn, der Gastardbruder der Charakterstärke, sowie seine rüchichtslose Grobheit, verbunden mit seiner starken rauhen Stimme waren die Fundamente seines Aushens. Von seiner Höflichkeit erfuhren auch die Gesandten nichts. Kurz angebunden und ohne die Ritter eines Blickes zu würdigen, fragte er: „Was schaffet Ihr, Herr Domdechant? Machtet's kurz, wir haben nit viel Zeit.“

„So will ich denn kurz sein und ich kann es,“ erhob sich der Dechant. „Mein Gewand kündet meine Sendung: Frieden! Als Bischof Konrad am Sonntag Misericordia zur Eröffnung des Landtages in die Stadt hinuntergehen wollte, da stellten wir auf der Marienburg ihm die Gefahren für, deren er sich vielleicht aussekte. Er aber sprach, daß er sich nicht bemüht sei, dem Lande Grund zum Aufruhr gegeben zu haben, vielmehr stets zur Milderung der Beschwerden, die es etwa haben könnte, sich erbotten hätte.“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Entenfang auf den nordfriesischen Inseln.\*

Von der Mitte des August-Monates ab sind in jedem Jahre die Watten vor der Westküste Schleswigs und in der Umgebung der nordfriesischen Inseln von zahlreichen Entenschaaren belebt, die von der Bruststätte in Nord-Europa und Nord-Asien kommen und hier Nahrung suchen, bis der Frost sie zum Weiterziehen nach südlicheren

Meeresküsten nöthigt. Wenn sie dort eintreffen, sind ihre durch neue Brut des Sommers vergrößerte Anzahl: an den Küste in Holland, in England hat man Fanganstalten eingerichtet, die hier auf diese wilden Gefellen eingerichtet, die hier auf diese wilden Gefellen eingerichtet werden. Von diesen sind seit 1780, als man nach holländischem Muster die erste dieser Anstalten auf Föhr einrichtete, elf entstanden, von denen auf Föhr fünf, auf Amrum eine und auf Sylt drei noch im Betriebe sind.

Wenn die Fluth von den grauen Watten zurücktritt, läßt sie in den tieferen Basserrinnen, den Leihen, Lohen und Gaten, allerlei Meerthiere zurück, die den gefiederten Bewohnern der Wattenwüsten ausgesuchte Lederbissen sind, an denen sie sich während ihres Aufenthaltes die und fett fressen. Den wohlschmeckenden Vögeln stellt der Mensch nach, sie liefern ihm den Beuten und füllen ihm die Betten mit Federn und Daunen. Manche trifft des Jägers viel, andere, namentlich die Grau- und Rothgänse, werden in Stell- und Schlagnetzen gefangen; die größte Beute pflegen aber die für den Entenfang angelegten Vogelkojen zu liefern. Daraus ergibt sich schon, daß dieselben besonders zweckmäßig eingerichtet sein müssen. Man wählt zur Anlage einer Koje eine etwa drei bis fünf Hektare große Landfläche aus, die unfern des Meeres, hinter Dünen oder Deichen eine möglichst günstige Lage hat, bei der Störungen durch das Schaffen und Treiben der Menschen nicht leicht vorkommen. Inmitten der Fläche ist ein Teich, 60 bis 80 Ar groß, so tief ausgegraben, daß er auch in trockenen Sommern Wasser hält. Derselbe ist von einem Wall umgeben, doch so, daß an jeder Ecke des gewöhnlich quadratförmigen Süßwasserseiches eine Oeffnung bleibt, welche kanalförmig im Bogen, etwa 20 Meter lang, sich in dem Gebüsch verliert, allmählig seichter wird und auf dem Trodenen endet.

Diese vier Kanäle (beim sechsedigen Teich sechs, wie beispielsweise in der Borgjumer Koje) haben auf der rechten Seite (in der Richtung zum Teich hin) einen Erdwall und sind ihrer ganzen Länge nach mit Planen eingefast; an der Mündung sind sie 4 bis 5 Meter, im Gebüsch einen halben Meter breit. Auf der linken Seite des Kanals stehen senkrechte Pfähle, Schirmpfähle, auf denen die Latten ruhen, die vom Wall aus quer über den Kanal gelegt sind. Diese tragen das Netz, welches den „die Pfeife“ genannten Kanal bis zu seinem Ende vollständig abschließt. Wo er auf dem Trodenen endet, wird dann ein Rehsack angehängt. Was auf den Kanälen vorgeht, kann vom Teiche aus wegen des aus Erlen, Ulmen, Eichen, Weiden, Pappeln etc. bestehenden dichten Gebüsches nicht bemerkt werden, und das ist wichtig, weil hier die Beute dem Kojenmann, so heißt der in einer Fanganstalt thätige Wächter und Vogelfänger, durch die Hand geht. Sie würde ihm aber entgehen, wenn nicht auf der linken Seite jedes Kanals, dem rechtsseitigen Wall gegenüber, acht bis zehn etwa zwei Meter hohe, aus Schilf und Holzwerk fertigte Schirme aufgestellt wären. Dieselben stehen einen halben Meter von einander parallel; eine Pflanze, welche durch kleine Löcher eine Beobachtung des Teiches gestattet, deckt den Wächter, so daß ihn die Vögel vom Teiche aus nicht sehen können. Die Schirme bilden mit den Kanälen spitze Winkel.

Auf der einen Pfeife findet man im Gebüsch ein kleines Hänschen, das als Wohnung des Kojenmanns und zur Aufbewahrung von Fanggeräthen dient, und ein Bassin, das für die Zählung der für den Fang unentbehrlichen „Lodenten“ bestimmt ist. Von den zuerst gefangenen Enten einer Fangzeit läßt man nämlich etwa hundert am Leben bleiben, die mit gestutzten Schwingen oder abgetrennten Eßflügel in diesem Bassin gezähmt werden und sich an den Kojenmann gewöhnen, der sie täglich mit Gerste reichlich füttert. Nach sechs bis acht Wochen kann er sie schon, ohne daß sie das Weite suchen, auf den Teich führen und sie beim Fanggeschäft, das er bisher mit den im vorigen Jahre gezähmten Enten betrieb, zu Hilfe nehmen.

Namentlich bei stürmischer Witterung und zur Fluthzeit suchen die Entenschaaren der Watten die friedlich gelegenen Süßwasserseiche der Vogelkojen auf, sei es, daß sie von dem Geschnatter der auf dem Teiche schwimmenden Lodenten herbeigeloht wurden, sei es, daß sie von ihren gezähmten Verwandten, die ihnen einen Besuch auf den Watten machten, herbeigeführt, sich niederließen, um an der Gerstenmahlzeit theilzunehmen, die der splendide Kojenmann aus sicherem Versteck in den Teich wirft. Bald sind sie an der Mündung der Pfeife angelangt, über welcher der Wind dem Teiche zuweht, denn sie schwimmen gern gegen den Wind. Die Lodenten vor und unter ihnen eilen immer weiter den Gerstenörnern nach in die Pfeife hinein. Nichts Verdächtiges hält die Fremden zurück; hat doch der Kojenmann, damit sie seine Nähe nicht wittern, ein Gefäß mit glühenden Torfbroden in der einen Hand, während er mit der anderen Körner wirft und dabei fleißig Ausschau hält auf den Teich und auf das Treiben in den Pfeifen. Bald sind sie so weit vorgedrungen, daß der Kojenmann, welcher bisher der schrägen Winkelstellung der Schirme wegen von ihnen nicht bemerkt wurde, plötzlich hinter ihnen an die Pfeife herantreten kann. Er wirft aufs neue Körner, die Lodenten eilen ihm entgegen, dem Teiche zu, während die wilden Vögel vor Schreck aufzulegen versuchen und in die Euge des nehuberspannten Kanals eilen, um zuletzt im Rehsack ihrem Schicksale entgegenzugehen. Sind sie hier angelangt, so nimmt der Kojenmann den Sack von der Kanalöffnung fort und holt nur die Beute, Stück für Stück, jedes Thier mit Daunen und Zeigefinger am Kropfe padend, heraus

\*) Nach der „Neuen Freien Presse“.

als drei kleine Kridenten auf, während die Pfeifente an Größe zwischen Krid- und Stodente steht, aber, wenn sie fett ist, die schmachhafte von allen zu sein pflegt. Köffel- und Sammetenten erscheinen zumeist als Fremdlinge unter der gewohnten Beute, doch ist es bemerkenswerth, daß einzelne Kojen meist kleine, andere meist große Enten liefern.

Interessant ist es, die Zusammenfügung der einzelnen Entenzüge zu beobachten. In den ersten Zügen, die auf den Watten eintreffen, kommen vorwiegend magere Weibchen vor, während spätere Züge Weibchen und einzelne Männchen bringen. Erst gegen Ende der Fangzeit, einige Wochen vor Eintritt des Frostes, erscheinen als Nachhut die Männchen auf dem Plage. Die Ausbeute der einzelnen Tage in einer Kojen schwankt durchschnittlich zwischen 20 und 250 Vögeln, doch lieferten einzelne Tage auch 600—800, auf Föhr sogar reichlich 2000 Stück. Noch 1891 wurden an vier Tagen 1000 Stück in einer Kojen gefangen. Unter den Monaten ist der September meistens für den Fang der beste. In den ersten Monaten der Fangzeit werden die erbeuteten Enten zumeist frisch verpeißt, da in den Hotels der Nordseebäder viel Nachfrage nach denselben ist. Bei ergebigen Fänge werden außerdem, namentlich im letzten Theile der Fangzeit, viele in luftdicht verschlossenen Blechbüchsen oder in kleinen Tonnen nach auswärts versendet.

Derweil raucht und braut in der Umgebung der Inseln das ruheloze Meer und deckt bei jeder neuen Ebbe den Entenschaaren den Tisch, die bisher den Reigen des Kojenmannes oder der Wächse des Jägers entgingen; wenn aber die nächste Tagesfluth den Strand erreicht, eilen sie dem Lande und den Kojen zu, um den Reigen der Fanganstalt neue Beute zuzuführen. Vor dem Winter flüchtet, was übrig bleibt, dem Süden zu und zieht, sobald sich der nahende Frühling kündigt, geräuschlos an den schleswighischen Küsten vorüber nach dem Norden, um gegen den nächsten Herbst hin, nach erledigtem Brutgeschäft, mit neuem Nachwuchs die Küsten und Watten zu bevölkern. —

## Kleines Feuilleton.

— **Herba-Mate.** Dieses Gemüßmittel, das in fast allen Staaten Südamerikas die Stelle des Kaffees und des chinesischen Thees einnimmt, bei uns meist als Paraguay-Thee bekannt, wird aus den Blättern und Stengeln der *Ilex paraguayensis* gewonnen. Der immergrüne Baum wächst im Gebiete des Parana in Gruppen bis zu etwa 100 Bäumen, wild, untermischt mit anderem Strauchwerk. Er wird 4—8, zuweilen auch 12 Meter hoch und hat lanzettförmige, glatte, glänzende Blätter. Als die Spanier 1591 das Paranagebiet unter ihre Herrschaft brachten, stand Herba bei den Guarani-Indianern schon in hohem Ansehen. Zur Zeit der Herrschaft der Jesuiten in Paraguay (1608 bis 1768) wurden die vortheilhaftesten Eigenschaften der Herba erkannt und man baute sie in den Ländereien zwischen dem Parana und Uruguay künstlich an. Auch nachdem 1727 sich in Westindien und Mittelamerika Kaffee-Anpflanzungen zeigten, hielten die Jesuiten an der Herba fest und noch jetzt ist der Kaffeekonsum in den Herba-Gegeuden äußerst gering, obwohl sich Brasilien, das größte Wachstumsgebiet des Kaffees, in unmittelbarer Nähe befindet. Mit der Vertreibung der Jesuiten verlor sich die Kenntniß der landwirthschaftlichen Kultur der Herba, und alle Versuche zur Wiedereinführung sind im Sande verlaufen, so daß noch heute alle Herba von wildwachsenden Bäumen stammt. Die zahlreichen Nebenflüsse des Paraguay erleichtern die Verschleppung der Herba auf Flachbooten nach den Marktplätzen; in dessen läßt sie sich wegen häufigen Wassermangels nur sehr langsam bewerkstelligen und ist infolge dessen ziemlich theuer. Bei der Gewinnung der Herba werden, wie die „Tägliche Rundschau“ mittheilt, die Bäume in gewisser Höhe abgeknippt, ungefähr in derselben Weise, wie bei uns das Köpfen der Weiden vorgenommen wird. Die mit dem Buschmesser abgehauenen Zweige werden durch ein offenes Feuer gezogen, auf Hürden über hellem Feuer getrodnet und zuletzt mit Holzkeulen zerbrochen. Vortheilhafter ist das Köpfen auf huppelförmigen Gestellen durch strahlende Hitze, die von einem Kanal ausgeht, so daß die Herba, ohne Flammen und Rauch zu berühren, gedörrt wird; noch mehr empfiehlt sich die Röftung vermittelst Pfannen, wobei jeder Rauchgeschmack vermieden wird. Zur Vereitung des Mate-Aufgusses werden die pulverisirten Blätter gewöhnlich in ein eigenes, aus der harten Schale eines kleinen Flaschen-Kürbisses gearbeitetes Gefäß gebracht, das mit heißem Wasser bis zum Rande angefüllt wird. Der Aufguss wird vermittelst einer silbernen oder blechernen, unten mit einerbeutelartigen, feint durchlöchernten Erweiterung versehenen Röhre, genannt Bombilla, aufgesaugt und je nach Bedarf durch Nachgießen von heißem Wasser erneuert; die Herba-Mate hat nämlich vor Kaffee und Thee den bedeutenden Vorzug, daß dieselben Blätter ohne Nachtheil verschiedene Male hintereinander benutzt werden können, und der vierte wie fünfte Aufguss liefert sogar nicht nur ein gutes, sondern noch bei weitem besseres Getränk, als die vorangegangenen Aufgüsse. In Südamerika herrscht die Sitte, daß nur ein Mate und eine Bombilla, von Mund zu Mund gehend, für alle Anwesenden die Runde macht. Ein derartiger Genuß des Mate würde sich in Europa wohl schwer einführen

lassen, wozu damit sind noch alle Versuche gescheitert, den Genuß von Herba-Mate nach Europa hinüberzuführen, obgleich in Südamerika lebende Europäer sich sehr bald an seinen Genuß gewöhnten. Der ausgezeichnete diätetische Werth des Mate ist von zahlreichen Aerzten anerkannt worden, die den Genuß des Mate namentlich auch für tropische Malariagegenden empfehlen. Der Einfluß auf die Nerven ist derselbe wie bei Kaffee und Thee. —

## Kulturgeschichtliches.

— In der Stadt Lüneburg befinden sich noch einige aus dem 16. Jahrhundert stammende Wohnhäuser für kleine Leute, über die Paulsdorff im „Zentralblatt der Bauverwaltungen“ interessante Mittheilungen macht. Diese Gebäude, „Buden“ oder niederdeutsch „Boden“, wie sie in den Schönbüchern jener Zeit heißen, werden jetzt noch in derselben Weise benutzt, wie vor dreihundert Jahren, und entsprechen etwa den heutigen Arbeiter-Wohnhäusern. Es sind Nebengebäude, die an Gängen oder Höfen liegen. Die Bezeichnung „Hof“ kommt in Lüneburg, wie in manchen anderen deutschen Städten, vor für ein Hauptgebäude oder Herrenhaus mit Nebenwohnungen für Hörige, später für kleine Leute. Bekannt sind in Lüneburg der „Bistulenhof“, der „Soetbeerhof“ und andere mehr, wobei Bistule und Soetbeer Patriziernamen sind. Weitere „Boden“ gehören zum „Neuen Hof“ und stammen nach der Auffahrt am Thürlitz aus dem Jahre 1598. Ein anderes Haus ist zweifellos noch um Jahrzehnte älter. Das beweisen schon die Hausthüren mit ihren Spitzbögen, die um 1598 in Lüneburg durchaus nicht mehr gebräuchlich, vielmehr inzwischen allgemein durch Stich- oder Korbbögen verdrängt worden waren. Die an alten Fachwerkgebäuden übliche Vorkragung des oberen Geschosses fehlt an diesem Hause; das erste Stockwerk liegt mit der Wandfläche des massiven Erdgeschosses bündig, eine Bauweise, die in Lüneburg bei untergeordneten Fachwerkhäusern aus dem 16. Jahrhundert zuweilen angetroffen wird. Die Grundriß-Anordnung der nach heutigen Begriffen recht bescheidenen Wohnungen ist bei allen diesen Gebäuden im wesentlichen dieselbe. In mittelalterlicher Weise bildet die Diele, welche die einzige Feuerstätte enthält, den Hauptraum. Von ihr ist im Erdgeschosse nur eine kleine Stube abgetrennt. Einzelne Wohnungen haben außerdem noch einen Raum im ersten Stockwerk aufzuweisen, der an der Fläche so groß ist, wie die untere Stube und Diele zusammengekommen. Der Dachraum bildet allgemein je ein ungetheiltes Ganzes und ist nicht zu Wohn-, sondern nur zu Lagerzwecken benutzbar. Die oberen Räume sind durch sehr steile Treppen, oder besser gesagt, Steigeleitern zugänglich. Ueber dem Feuerherd auf der Diele befindet sich ein in den Schornstein übergehender Rauchfang, dessen aufgemauerte Wangen durch einen eichenen Balken getragen werden — eine Bauart, die sich in der Gegend von Lüneburg auf dem Lande bis in die heutige Zeit erhalten hat. Das zum „Neuen Hofe“ gehörige Haus hat an seiner Vorderseite noch kleine Stallvorbauten erhalten. Der Thürlitz ist mit Schnitzereien verziert. An jeder Thür sind die Wohnungs- und Abtheilungszahlen eingeschrieben. Wie viel Wohnungen in dem Hause im ganzen vorhanden sind, ist nicht mehr festzustellen, da einige Theile desselben bereits abgebrochen worden sind. —

## Gesundheitspflege.

t. Die Entstehung und die Behandlung von Ohrenausen. Obgleich das Ohrenausen eine der häufigsten und hartnäckigsten Krankheitserscheinungen des menschlichen Gehörs ist, die dem Ohrenarzte zur Behandlung vorkommen, ist seine Entstehung noch fast garnicht bekannt. Man bezeichnet als Ohrenausen vorläufig in unklarer Weise alle Reaktionen des Gehörsnerven auf mittelbare oder unmittelbare Reizung. Ohrenausen tritt ein im Verlauf verschiedener Krankheiten des Ohres, sowohl des äußeren und des mittleren wie des inneren Ohres, ganz besonders bei der Entzündung des mittleren Ohranges und bei verhärtender Entzündung. Es läßt sich verstehen, daß Verletzungen, durch solche Krankheiten hervorgerufen, die Endungen des Gehörsnerven angreifen, den Gehörsnerven selbst dadurch dauernd reizen und ein chronisches Ohrenausen veranlassen. Auch im Verlaufe verschiedener Nervenkrankheiten, der Hysterie und Nerven Schwäche, auch bei Verdauungsstörungen und starker Verderbniß der Säfte zeigt sich Ohrenausen als Nebenerscheinung. Im Gegenjatz zu dieser Vielseitigkeit der Veranlassung ist die Erscheinung selbst immer die gleiche. Der Kranke hört fortgesetzt Geräusche, die weder bei Tage noch bei Nacht aufhören und oft völlige Schlaflosigkeit zur Folge haben. Die Art der Geräusche ist sehr verschieden; meist gleichen sie dem Summen von Fliegen, dem Pischen eines Dampfstrahles, dem Rauschen von Wellen oder von lodendem Wasser, zuweilen nehmen sie auch einen musikalischen Charakter an und gleichen dem Pflöfen oder Tönen von Musikinstrumenten. Die Dauer der Erscheinungen ist sehr verschieden; treten sie mit Unterbrechungen auf, so sind sie weniger störend, werden dagegen bei hartnäckigem Andauern zu einem wahrhaft unerträglichem Leiden. Die Heilung war bisher diesem Leiden gegenüber beinahe machtlos, außer in den Fällen, wo dasselbe durch einen Fremdkörper im Gehörgange, durch einen Polypen in der Paukenhöhle oder durch eine akute Ohrentzündung veranlaßt wurde; alsdann hört das

das Ohrenjansen nicht beseitigt werden konnte, weil es im Ohrenkanal verharren geblieben war, gegen die man ein Heilmittel nicht kennt. Zwei französische Aerzte Robin und Mendel haben nun, wie die „Wiener Medizinischen Blätter“ berichten, Verjuche gemacht, ein neues Heilmittel gegen Ohrenjansen anzuwenden. Dasselbe stammt von einer in Nordamerika heimischen Pflanze namens *Cimicifuga racemosa* aus der Familie der Ranunculaceen, deren Wurzelstock einen eigenen Stoff, das Cimicifugin, enthält. In größeren Gaben veranlaßt dasselbe Erbrechen, Kopfschmerz und einen Nachlaß der Kräfte; auf das Herz wirkt es ähnlich wie der Extrakt des Fingerhutes, aber viel schwächer. Dieser Eigenschaften wegen wurde der Stoff schon bisher zuweilen in der Heilkunde verwandt. Jetzt erhält er eine neue Bedeutung durch die außerordentlichen Erfolge gegenüber dem Ohrenjansen. Das Heilmittel hat nach Erfahrung an einer hohen Anzahl von Fällen die Eigenschaft, auf das Ohrenjansen einzuwirken, ohne daß die dasselbe veranlassende Entzündung gehoben zu werden braucht. Auch in einem Falle, wo das Ohrenjansen von einem Ohrenschmalzpfropfen herührte, hörte das Ohrenjansen nach der Verabreichung von Cimicifuga auf, ohne daß der Pfropfen vorher entfernt worden wäre. Das Mittel wirkt also augenscheinlich auf den Gehörnerv direkt. Das Mittel wird in Tropfen gegeben. —

### Aus dem Thierreiche.

— Ueber den Erreger der Krebspest berichtete Prof. Hofer-München auf dem deutschen Fischereitag in Schwerin. Zunächst wies er im allgemeinen auf die Ursachen hin, welche auf die Entwässerung unserer Gewässer einen Einfluß üben. Diese sind zu suchen einmal in der Korrektur der Gewässer, welche unsere kaltsüßigen Wasserbewohner ihrer besten Säug- und Laichplätze beraubt, andererseits in der zunehmenden Verunreinigung der Gewässer. Die natürlichen Existenzbedingungen für unsere Wasserbewohner wurden dadurch so verändert, daß dies massenhaftes Hinsinken von Fischen nicht mehr verwundern konnte. Ganz besonders hat unter diesen Umständen der Kulturentwicklung der Krebsbestand gelitten. Anfang der 60er Jahre begannen im Westen Europas zuerst die eigenthümlichen Massensterben der Krebse, die man zunächst gänzlich zu erklären vermochte. Der Name „Krebspest“ wurde schließlich ganz kritisch auf alle Massensterben von Krebsen angewandt, obgleich die beobachteten Krankheits Symptome durchaus nicht einheitlicher Natur waren. Die wissenschaftliche Forschung führte zu der Erkenntniß, daß Krebssterben häufig ganz lokalen Charakter tragen und dann von einem auch mehr oder weniger lokal auftretenden Parasiten verursacht werden. Als solche Krankheitserreger oder doch Begleiter, die wenigstens einen gewissen Zusammenhang mit der Krankheit vermuthen lassen, fand man einen fadenförmigen Pilz u. a. m. Für das allgemeine auftretende Massensterben hatte man aber damit keine Erklärung gewonnen und so nahm man, ohne daß ein exakter Beweis zu erbringen war, an, daß hier gewisse Wasserbakterien im Spiele seien. Ende 1897 war im Woldegger See in Mecklenburg ein großes Krebssterben ausgebrochen, durch das nach Pfingsten der gesammte Krebsbestand vernichtet war. Zurückführen mußte man dies Sterben auf die Verunreinigung durch die Abwässer einer Zuckfabrik, die kurz vorher dort eingerichtet war. Die Untersuchung der Krebse ergab im Blut und allen inneren Organen die Anwesenheit von Bakterien, die mit den bekannten Wasserbakterien nicht identisch waren. Es handelt sich um ein Stäbchenbakterium von etwa 1 1/2 Tausendstel Millimeter Länge und 1 Zweitausendstel Millimeter Breite, welches durch helle Stellen ausgezeichnet ist. Beim Wachstum zeigt sich zunächst ein kleiner Fleck, der dann unregelmäßig gelappt ist und schließlich einen dunklen Hof mit hellem Saum zeigt. Eine Reinkultur in Gelatine wächst sehr charakteristisch in Form eines sogenannten Strumpfes und bildet dabei Massen von Kollen. Züpfversuche an Krebsen ergaben die überraschendsten Resultate. In 2—3 Tagen gingen die Krebse unter den typischen krampfartigen Erscheinungen unbedingt zu grunde. Fütterungsversuche mit infizirtem Laich hatten dasselbe Ergebnis, ebenso Einsetzen in infizirtes Wasser. Damit ist erwiesen, daß dieses im Woldegger See gefundene Bakterium unter den Krebsen sichtbare Verheerungen anzurichten vermag. Durch experimentell zugeführte starke Dosen, wie sie freilich in der Natur nicht vorkommen, begannen die Krankheitserscheinungen bereits nach 5—10 Minuten. Danach darf man annehmen, daß man in diesem Bakterium den Erreger der eigentlichen Krebspest gefunden hat. Professor Hofer hat dem Parasiten deshalb den Namen *Bacterium pestis Astaci* beigelegt. Dabei kam es aber auch noch andere Bakterien geben, die größere Krebssterben veranlassen. Nebenbakterien treten neben dem Haupterreger immer auf, ein Umstand, der die Schwierigkeiten der Untersuchungen erkennen läßt. So gibt es eine nebenher auftretende Form, die die Krebse aber sehr viel langsamer und nicht unter den typischen Erscheinungen tödtet. Neuerdings ist das *Bacterium pestis* auch im Choriner See und im Ostseegebiet nachgewiesen. Für den Menschen birgt die Krankheit nach den eingehenden Untersuchungen des hygienischen Instituts in München keinerlei Gefahr. Das Auftreten des Bakteriums hängt zweifellos mit der Verunreinigung unserer Gewässer zusammen. —

berichtet: In Chalais-Mendon bei Paris hat man die ihre Kunst für die militärischen Luftballons ausüben müssen. Die Spinnen sind in Gruppen von 12 Stück vor einem Haspel angeordnet, auf den die zarten Fäden aufgewickelt werden. Die Thiere haben keine leichte Arbeit, denn man giebt ihnen erst nach einer täglichen Lieferung von 20 bis 40 Ellen Feierabend. Die röhlichen Fäden werden durch Waschen von der klebrigen äußeren Schicht befreit und dann zu acht zusammengekommen. Schließlich werden überaus haltbare Stride für die Ballonnetze daraus gedreht, die viel leichter sind als seidene Taus. —

f. Elektrische Ventilation. Die immer mehr zunehmende Anlage von elektrischen Leitungen für Beleuchtungszwecke und Kräfteerzeugung hat zu einer großen Verbreitung elektrischer Ventilatoren geführt, die sehr praktisch sind. Sie bestehen aus ganz kleinen Elektromotoren, die auf ihrer Achse mehrere große Metallflügel tragen. Bei der außerordentlich schnellen Umdrehung der Achse erzeugen die Flügel einen sehr starken Luftzug, der ausgezeichnet zur Abführung geeignet ist. Es wäre sehr wünschenswerth, daß in Räumen, in denen elektrische Leitungen vorhanden sind, namentlich in heißen Arbeitsräumen, derartige Ventilatoren eingeführt würden. Da der Stromverbrauch dieser kleinen Motoren sehr gering ist, so sind auch die Kosten einer derartigen Ventilation nur sehr gering. —

### Humoristisches.

— Vor Gericht. Richter: „Berechnen Sie sich hier nicht so fleißig, als ob Sie hier der Richter und nicht der Angeklagte wären!“ —

— Wirkliche Drohung. Karlchen (zu seiner Mama, die sich auf der Straße längere Zeit mit einer Freundin unterhält): „Du, Mama, wenn Du jetzt nicht bald gehst, jag' ich der Dame, was Du heute früh über sie gesagt hast!“ —

— Druckfehler. „... Und nun meine Herren, rufe ich dem Bedeihen unseres uneigennütigen Unternehmens ein kräftiges „Profit“ zu!“ —

### Vermischtes vom Tage.

— Das Dorf Mullniz in der Lausitz ist am Montag fast ganz niedergebrannt. 12 Wirtschaften und das Gemeindehaus sind eingestürzt. Die betroffenen Besitzer sind nicht versichert. —

— Die Elbe ist durch die Hitze stark gefallen. Größere Schiffe können nicht mehr mit voller Ladung in den Hamburger Hafen. —

— Die Danziger technische Hochschule soll mit 47 Dozenten besetzt und für 600 bis 800 Studierende eingerichtet werden. —

— Bei Schierstein (Wiesbaden) ertranken am Sonntag drei Männer beim Baden im Rhein. Die Strömung hatte sie mit fortgerissen. —

— Bei einer Lustfahrt außerhalb des Hafens von Bogense (Dänemark) kenterte ein Segelboot. Es ertranken ein älterer Herr, eine junge Dame und zwei Knaben. —

— In Lemberg wurde ein Mann verhaftet, der einer weitverbreiteten Wunde angehörte, die den Handel mit jungen Mädchen im Großen betreibt. Die Wunde hat in allen galizischen Städten Agenten und schickt ihre Opfer meist nach überseeischen Städten. —

— In Sniatyn (Galizien) wollte ein junger Bauer heirathen und stellte an seine Eltern das Ansuchen, ihm die Hälfte des Anwesens zuzuführen. In der Nacht schliefen diese darauf in seinen Schlafraum und erschlugen ihn. —

— Eine Zuckfabrik ist in Elbeuf abgebrannt. Zweitausend Arbeiter sind brotlos; der Schaden beträgt zwei Millionen Franks. —

— Eine Südpol-Expedition ist heute unter Führung des Norwegers Nordgrövin von London abgegangen. An Bord befanden sich 24 Mann und 80 Hunde. Die Expedition wird voraussichtlich zwei Jahre unterwegs sein. —

— Der Pariseiler Dampfer „Drunntia“ stieß am Sonntagabend an der algerischen Küste mit dem englischen Dampfer „Bedan“ zusammen. Der letztere sank. Die aus 59 Mann bestehende Besatzung wurde gerettet und nach Algier geführt. Der „Bedan“ war mit Seide und Thee von Algier nach Hamburg unterwegs. Der Werth der Ladung wird auf 2 1/4 Millionen Franks geschätzt. —

— Auf einem russischen Gefangenen-Transportschiff sind auf der Reise von Tumen nach Tomsk von 500 transportirten 31 Gefangene wegen Luftmangels erstickt. Die meisten übrigen Gefangenen kamen schwer erkrankt an. —

c. e. In Clarendon (Arkansas) war ein Bürger auf Veranlassung seiner Frau ermordet worden. Diese wollte die 5000 Dollar erlangen, auf die er versichert war. Zehn Tage nach dem Morde schleppten dreihundert Bürger vier des Mordes Verdächtige, unter denen auch die Frau des Ermordeten war, aus dem Gefängniß und knüpften sie auf. —